

GIBT ES FORTSCHRITT IN DER PHILOSOPHIE?

Friedrich W. Franzen

„Wo zwei einer Meinung sind, kann mindestens einer von beiden kein Philosoph sein.“

(Unbekannt)

Einleitung

Wer sich in der Philosophie umsieht, gerät zuweilen ins Staunen. Wie kann es nach über 2000 Jahren westlicher Philosophiegeschichte einen so gering ausgeprägten Konsens hinsichtlich zentraler Fragestellungen geben; etwa, ob es einen personalen Gott gibt oder der menschliche Wille frei ist. Philosophen scheinen sich nur über wenige Thesen einig zu sein – etwa darüber, dass das Philosophieren eine wertvolle Tätigkeit sei –, vielmehr scheint die Kontroverse der Normalfall. Können wir vor diesem Hintergrund guten Gewissens von „Fortschritt“ in der Philosophie sprechen? Und wenn nicht, wieso leistet die Gesellschaft sich dann überhaupt bezahlte Philosophen? Die Frage nach dem Fortschritt der Philosophie vermag zu provozieren, und sie erscheint bei näherer Betrachtung als äußerst voraussetzungsreich und alles andere als trivial: Was genau meint Fortschritt, und welchen epistemischen Disziplinen schreiben wir Fortschritt zu? Wie lässt sich Fortschritt messen? Gibt es womöglich unterschiedliche Arten, Fortschritt zu erzielen? Wie viel Fortschritt lässt sich in der Philosophie im Vergleich zu anderen Wissenschaften verzeichnen? Und schließlich: Wie wichtig ist es überhaupt, Fortschritt zu erzielen?

Die Herausforderung, zu klären, ob die Philosophie Fortschritte macht, wird dabei durch den Umstand erschwert, dass es *die* Philosophie (als einheitliche Disziplin) womöglich gar nicht gibt. Als selbstreflektierendes Fach, zu dessen Wesenskern der Disput über den eigenen Erkenntnisgegenstand sowie dessen Untersuchungsmöglichkeiten gehört, scheint die akademische Philosophie beispielsweise chronisch uneins hinsichtlich der Frage, ob es die sich im 20. Jahrhundert etablierte Unterscheidung zwischen sogenannter „analytischer“ und „kontinentaler“ Philosophie noch braucht, bzw. wie groß deren Trennschärfe heute noch ist. Bouget und Chalmers (2014) etwa – zwei Philosophen, die sich explizit der analytischen Tradition zuordnen – haben im Rahmen einer unter dem Titel „*What Do Philosophers Believe?*“ erschienenen Erhebung der unter Fachvertretern verbreiteten Positionen Fakultätsmitglieder an analytisch orientierten Instituten befragt und dabei durchaus interessante Befunde präsentieren können (dazu später mehr). Die analytische Tradition wird – insbesondere von sich ihr verpflichtet fühlenden Philosophen – anhand ihrer Orientierung an gewissen *Idealen*, wie dem

der argumentativen Klarheit (d.h. der expliziten Offenlegung von Prämissen und daraus abgeleiteter Konklusionen) oder der begrifflichen Präzision (d.h. Definition zentraler Termini sowie deren konsistenter Gebrauch im Text), charakterisiert, sowie anhand einer Hinwendung zu Mathematik und Naturwissenschaften anstelle von Kultur- und Geisteswissenschaften. Analytische Philosophen bearbeiten eng zugeschnittene Probleme und befürworten das Modell der epistemischen Arbeitsteilung gegenüber dem Modell großer konkurrierender Systeme. Sie grenzen sich dadurch bewusst ab von einer (in Ermangelung eines besser geeigneten Labels) als „kontinental“ bezeichneten philosophischen Tradition, die etwa der Philosophiegeschichte eine größere Bedeutung beimisst, sich zuweilen einer weniger formalisierten, stärker literarischen Form der Wissenschaftsprosa bedient, sowie die Stellung des (philosophierenden) Menschen in seiner soziokulturellen Umwelt stärker in den Mittelpunkt des Denkens rückt. Neben der richtigen philosophischen *Methode* wird ebenso über die Frage gestritten, welche *Ziele* die philosophische Tätigkeit verfolgen sollte. Die Philosophie präsentiert sich uns dabei so mannigfaltig, dass es *prima facie* nahezu unmöglich scheint, sie auf einen einzigen vereinheitlichenden Nenner zu bringen. Den Wissenschaftscharakter des Fachs betonende Philosophen begreifen die Philosophie als Suche nach wahren Aussagen über die Welt, andere verstehen sie als Reflexion der menschlichen Lebenspraxis und der sie konstituierenden Gewohnheiten, manche verstehen sie als Therapie des Verstandes und seiner begrifflichen Irrwege, wieder andere hingegen als dialogisch-interaktives Mittel zur charakterlichen Erziehung des philosophierenden Individuums und seiner Persönlichkeitsbildung. Die *Kritische Theorie* schließlich versieht das philosophische Arbeiten mit dem explizit formulierten Ziel, zur Emanzipation des Individuums in der von Widersprüchen gekennzeichneten industriellen Moderne beizutragen. Diese gänzlich unterschiedlichen Konzeptionen der Philosophie laden womöglich zu ebenso unterschiedlichen Antworten auf die Frage ein, ob es Fortschritt in der Philosophie gibt, und wenn ja, welcher Art dieser Fortschritt ist.

Im Rahmen dieser Arbeit werde ich dafür argumentieren, dass die Diagnose, die Philosophie erziele keine nennenswerten Fortschritte (nicht selten gepaart mit dem Urteil, sie sei ja ohnehin keine *richtige* Wissenschaft), während Natur- und Technikwissenschaften rasant voranschritten, fehlgeleitet ist. Dabei werde ich zunächst erörtern, welche Argumente üblicherweise gegen die Existenz philosophischen Fortschritts vorgebracht werden, und in einem nächsten Schritt auf die Frage eingehen, in welchem Verhältnis die Philosophie zu denjenigen Wissenschaften steht, denen nahezu vorbehaltlos Fortschritte zugeschrieben werden. Zudem werde ich drei unterschiedliche Konzeptionen philosophischen Fortschritts sowie den Vorschlag, die Philosophie anstelle der empirischen Wissenschaften am Beispiel der

Kunst zu deuten, diskutieren, um schließlich die Position einzunehmen, dass die Philosophie als Teil eines differenzierten Wissenschaftsgefüges anzusehen ist und den eigenen Anspruch auf Erkenntnisfortschritt und Wahrheitsermittlung keineswegs aufgeben muss.

Philosophische Fortschrittskepsis

Ernst (2013) zufolge fußt die Skepsis gegenüber philosophischen Fortschrittsverlautbarungen primär auf drei argumentativen Säulen: Der *Bescheidenheit* zeitgenössischer Philosophen, den Inhalten der philosophischen *Ausbildung* sowie der Arbeitsweise der philosophischen *Forschung*. Gäbe es Fortschritt in der Philosophie, so Ernst, wäre der Gestus der epistemischen Bescheidenheit, welcher die Ausführungen akademischer Philosophen durchzieht, fehlgeleitet; schließlich müssten sie nach 2000 Jahren bestimmte Dinge doch schlichtweg besser wissen als Platon oder Aristoteles und dies auch selbstbewusst kommunizieren. Und doch scheint ein gehöriges Maß an intellektueller Demut der philosophischen Zunft gut zu Gesicht zu stehen – wie ist dies zu erklären, wenn nicht durch eine Negation jeglichen Fortschritts?

Das Ausbildungsargument basiert auf einem ähnlichen Gedanken: Im Studium der Philosophie werden vielerorts noch immer klassische Werke gelesen, etwa die Texte der bereits erwähnten Platon und Aristoteles. Doch wieso profitieren Studierende der Philosophie von der Rezeption antiker Werke, anstatt deren zentrale Erkenntnisse durch das Studium von Lehrbüchern aufzunehmen, wie es in anderen Studienfächern üblich ist? Nachdem etwa Studierende der Physik oder der Biologie die in ihr jeweiliges Fachgebiet einführende Erstsemestervorlesung absolviert haben, werden sie kaum noch mit den Schriften Newtons oder Darwins in Berührung kommen. Was diese korrekt erkannt hätten, sei in Lehrbüchern aufgegangen, so Ernst, und was sie falsch gesehen hätten, sei allenfalls aus historischer, nicht aber aus empirisch-wissenschaftlicher Sicht relevant. Die Tradition scheint in der Philosophie jedoch eine größere Rolle zu spielen, und zwar nicht bloß in der Ausbildung, sondern auch in der Forschung: So beschäftigen sich Ernst zufolge viele zeitgenössische Philosophen mit klassischen Texten, als stammten diese von (etwas länger emeritierten) Kollegen; ein Umstand, der in anderen Disziplinen seltsam anmuten würde. Die Philosophie sei insgesamt von einem größeren systematischen Interesse an ihrer eigenen Geschichte geprägt als die meisten anderen Fächer, ganz besonders im Vergleich zu den Naturwissenschaften.

Diese Beobachtungen führen laut Ernst geradewegs in ein Dilemma: Einerseits müsse es doch Fortschritt in der Philosophie geben – wie sonst wäre zu erklären, dass nach Platon überhaupt noch Philosophie betrieben wurde? Andererseits könne es doch aber keinen Fortschritt in der Philosophie geben – dafür sprächen schließlich die obigen Argumente. Meines

Erachtens sind diese Argumente weniger gravierend, als sie auf den ersten Blick wirken mögen. Im Allgemeinen können zeitgenössische Philosophen durchaus für sich beanspruchen, bestimmte Dinge genauer durchdrungen zu haben als ihre antiken oder mittelalterlichen Vorredner (dazu später mehr), und zugleich gut darin beraten sein, sich in intellektueller Bescheidenheit zu üben. Zu vergessen, auf wessen Schultern man steht, während man die Landschaft philosophischer Probleme und Positionen überblickt, mag punktuell selbstwertdienlich sein, ist jedoch in den seltensten Fällen empfehlenswert.

Fortschritt in der Wissenschaft

Natur- und Technikwissenschaften erzielen zwar Fortschritte, und doch stellen wissenschaftliche Durchbrüche auch in den gesellschaftlich hochgeschätzten empirischen Disziplinen keinesfalls den Regelfall dar, sondern werden mehr denn je zur Ausnahmeerscheinung (vgl. Park, Leahey, & Funk, 2023). Dies lässt sich per Rekurs auf das aus den Wirtschaftswissenschaften bekannte *Pareto-Prinzip* verdeutlichen: Laut Pareto (1964) lassen sich 80 % der Ergebnisse mit 20 % des Gesamtaufwandes erreichen, während die verbleibenden 20 % der Ergebnisse hingegen 80 % des Gesamtaufwandes und damit den größten Anteil der investierten Arbeitsleistung verlangen. Bezogen auf den wissenschaftlichen Fortschritt bedeutet dies: Obwohl die Menschheit mehr personelle und materielle Ressourcen als jemals zuvor bereitstellt, um zu neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen zu gelangen, werden große Durchbrüche wie etwa die Ablösung des geozentrischen Weltbildes, Darwins Formulierung der Evolutionstheorie, die Entdeckung der DNA-Struktur u.ä. „Paradigmenwechsel“ nicht häufiger – womöglich stagnieren sie sogar. Statt einzelner Koryphäen mit visionären Ideen braucht es heute das kooperative Zusammenwirken internationaler wissenschaftlicher Teams, um Mikro-Fortschritte zu erzielen. Betrachten wir beispielhaft die Bereiche der Luft- und Raumfahrt oder der Automobiltechnologie: Zwar sind Flugzeuge, Raketen oder Kraftfahrzeuge immer leistungsfähiger geworden, und dennoch sind ihre physikalisch-chemischen Grundlagen, wie die Energiebereitstellung aus der Verbrennung fossiler Energieträger sowie der Bernoulli-Effekt der Aerodynamik, seit mehr als 100 Jahren bekannt. Ähnlich die Kernenergie: Nach Einführung ihrer zivilen und militärischen Nutzung sowie der gesellschaftlichen Diskussion ihrer bedrohlichen Neben- und Langzeitwirkungen wird bisher vergeblich nach Möglichkeiten gesucht, hinreichend leistungsfähige und sichere Kernfusionsreaktoren zu entwickeln. Im biomedizinischen Bereich sind noch immer zahlreiche Erkrankungen kaum zu behandeln (etwa neurodegenerative Krankheiten wie Parkinson, ALS, Alzheimer etc.), im Bereich der Informatik ist die Entwicklung einer *starken* künstlichen

Intelligenz (*Artificial General Intelligence*; AGI) trotz anderslautender Marketing-Strategien großer Tech-Konzerne und Thinktanks nicht einmal prinzipiell in Sicht. Auf einmal überblicktem Terrain können „alte“ Mechanismen optimiert und quantitative Fortschritte erzielt werden, wissenschaftliche Revolutionen lassen sich aber auch durch einen immensen Einsatz von Forschungsmitteln nicht erzwingen. Diese Beispiele sollten uns keineswegs dazu veranlassen, den genannten Disziplinen ihre beachtlichen Fortschritte abzusprechen. Vielmehr sollten sie dafür sensibilisieren, dass wissenschaftlicher Fortschritt ein diskontinuierlicher, zuweilen chaotischer Prozess ist, der einer gewissen Pareto-Logik folgen könnte (es sei an dieser Stelle jedoch darauf hingewiesen, dass die Wissenschafts- und Technikgeschichte reiches Anschauungsmaterial für die Fehleranfälligkeit von Prognosen bietet)¹.

Philosophie und Wissenschaft

In einem Paper mit dem die Stoßrichtung klar vorgebenden Titel *Why isn't there more progress in philosophy?* führt Chalmers (2015, S. 4) aus: “The measure of progress I will use is collective convergence to the truth. The benchmark I will use is comparison to the hard sciences” – die Naturwissenschaften erzielen demnach Fortschritte, insofern die Ergebnisse wissenschaftlicher Bemühungen zur Wahrheit *konvergieren*. Was bedeutet das? Wie von Popper (1934) beschrieben, arbeiten Naturwissenschaftler (und empirische Sozialwissenschaftler, deren Unternehmen Chalmers aufgrund einer diagnostizierten „complexity and messiness of social systems“ [S. 27] jedoch weitestgehend ausblendet) nach dem Prinzip des *Falsifikationismus*, d.h. sie akzeptieren die Fehlbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisbemühungen und schreiben empirisch-wissenschaftlichen Sätzen (so oft sie auch durch experimentelle Beobachtungen bestätigt sein mögen) statt erwiesener Wahrheit bloß vorläufige Gültigkeit zu – es ist demnach so lange gerechtfertigt, davon auszugehen, dass etablierte wissenschaftliche Sätze die Welt korrekt beschreiben, wie diese nicht widerlegt wurden. Verifizieren lassen sich zwar die aus Theorien ableitbaren Hypothesen, die gehaltvollen All-Sätze einer wissenschaftlichen Theorie jedoch nicht (zugegebenermaßen ein Umstand, an den man sowohl empirische Wissenschaftler als auch Laien gelegentlich erinnern muss). In diesem Sinne baut die Wissenschaft, bildlich gesprochen, auf einer „Sumpflandschaft“ (Popper, 1934, Kap. V) auf; sie verfügt über kein absolutes Wahrheitskriterium, sondern basiert auf einer Gemeinschaft von Forschenden (der vielbeschworenen *scientific community*), die objektiv falsifizierbare Basissätze formulieren und einer rationalen Prüfung unterziehen.

¹ Etwa die Vermutung, es werde einen Weltmarkt für fünf Computer geben.

In den empirischen Wissenschaften wird also akzeptiert, dass der Mensch fehlbar und sein Wissen vorläufig ist, dass mit Irrtümern zu rechnen und auch die nachträgliche Korrektur eines wissenschaftlichen Irrtums einen Fortschritt darzustellen vermag (vgl. Schnädelbach, 2012). Der Fallibilismus unterscheidet daher zwischen dem *Anspruch* auf Wahrheit (welcher sich der Fehlbarkeit des forschenden Menschen zum Trotz aufrechterhalten lässt) sowie dem – gegen alle Irrtümer gefeiten – *Besitz* der Wahrheit (den auch die bestgeprüften wissenschaftlichen Theorien nicht garantieren können).² Aus philosophiehistorischer Perspektive ist diese Auffassung wissenschaftlicher Erkenntnis keineswegs selbstverständlich. Vielmehr strebten Philosophen lange nach den logisch verifizierbaren, über jeden Zweifel erhabenen Grundsätzen unseres Denkens und Erkennens, insbesondere innerhalb philosophischer Systementwürfe im Stile Descartes‘ oder Hegels; und so definiert auch Leibniz Wissenschaft als „Erkenntnis der Wahrheit durch sichere Beweise“ (zitiert nach Keil, 2019a, S. 10). Diese Anspruchshaltung, welche die akademische Philosophie bis in das 20. Jahrhundert hinein prägte, erweist sich retrospektiv als überzogen und dazu geeignet, sie als eine Fachdisziplin ohne Aussicht auf Erkenntnisfortschritt dastehen zu lassen. Akzeptieren wir hingegen den falliblen Charakter der Wissenschaft, lassen sich auch in der Philosophie nach bestem Wissen und Gewissen wahre Aussagen formulieren; etwa, dass Begriffe (mindestens) über Intension und Extension, d.h. über eine Bedeutung und einen Gegenstand, verfügen. Betrachten wir beispielsweise den Begriff *Junggeselle*: Seine Bedeutung lautet „unverheirateter Mann“, und der Gegenstand, auf den er referiert, ist die Menge aller unverheirateten Männer auf der Erde. Die Ablösung des Verifikationismus durch den Falsifikationismus stellt daher einen klaren philosophischen Erkenntnisfortschritt dar, und erlaubt uns, Begriffsanalyse und epistemisch-methodologische Reflexion als Teil der wissenschaftlichen Praxis begreifen.

Wenn wir zugestehen, dass die empirischen Wissenschaften als paradigmatische Disziplinen, die Fortschritt erzielen, gelten können, sind zwei Fragen zu klären:

- 1) Wie ist das Verhältnis zwischen Philosophie und empirischer Wissenschaft?
- 2) Ist die Philosophie selbst eine Wissenschaft?

Nach einer Definition des Bundesverfassungsgerichts bezeichnet Wissenschaft „jede Tätigkeit, die nach Inhalt und Form als ernsthafter planmäßiger Versuch der Wahrheitsermittlung anzusehen ist“ (BVerfGE 35, 79). Sofern man nicht bestimmte Wahrheiten (z. B. empirische)

² Das wohl berühmteste Beispiel dafür, dass auch die scheinbar leistungsstärkste wissenschaftliche Theorie angesichts neuer Entdeckungen widerlegt werden kann, stellt wahrscheinlich die Ablösung der Newtonschen Mechanik durch Einsteins Relativitätstheorie dar.

oder Untersuchungsmethoden (z. B. Beobachtung und Experiment) privilegiert, trifft dies auch auf die akademische Philosophie zu, denn wie die anderen Wissenschaften leistet auch sie einen Beitrag zur systematischen, methodisch kontrollierten, ergebnisoffenen und fehlbaren Wahrheitssuche. Die Philosophie ist demnach *mindestens* Wissenschaft, sie könnte aber auch mehr sein. Ihrem Wissenschaftsanspruch steht jedenfalls nichts im Weg (Keil, 1996).

So schlägt Keil (1996, S. 43) vor, „sich von der Annahme zu verabschieden, dass die Standards der Wissenschaftlichkeit eine Menge von notwendigen und hinreichenden Bedingungen seien“, und plädiert stattdessen dafür, *die* Wissenschaft – in Anlehnung an Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeiten – als einen Plural sehr unterschiedlicher Disziplinen zu verstehen, welche jeweils nur eine Teilmenge der unterschiedlichen Merkmale wissenschaftlichen Arbeitens akzentuieren, ohne sich einer bestimmten Leitwissenschaft (etwa der Physik) unterordnen zu lassen. Der „rote Faden der Wissenschaftlichkeit“, so Keil (1996, S. 45), sei aus mehreren Fasern zusammengesetzt. Merkmale der Wissenschaftlichkeit, welche die Philosophie erfülle, seien etwa die Offenlegung argumentativer Figuren, begriffliche Präzision, Methodenkritik, historische Genauigkeit, hermeneutische Gerechtigkeit.

Wissensansprüche der Philosophie

Ziel der empirischen Wissenschaften ist die Beschreibung, Erklärung und Prognose beobachtbarer Phänomene (als Grundlagenwissenschaft), sowie die Überführung der gewonnenen Erkenntnisse in technologische Anwendungen, etwa in den Ingenieurwissenschaften oder der Medizin³. Wissenschaftliche Aussagen sind Tatsachenbehauptungen, d.h. sie beschreiben real existierende Objekte, deren intrinsische Eigenschaften sowie deren Wechselwirkungen⁴. Tatsachen sind abstrakte Gegenstände (anders als etwa Tische oder Pflanzen), sie sind „dasjenige in der Welt, was unseren wahren Aussagen entspricht“ und worüber wir sprechen, wenn wir wahre Aussagen tätigen (Keil, 2019b, S. 895). Tatsachenbehauptungen können an der Erfahrung scheitern, und die empirische Wissenschaft versucht dieses Scheitern durch systematische Manipulation im Rahmen von Experimenten (in Ermangelung von Möglichkeiten experimenteller Manipulation zuweilen auch über quasi- oder nicht-experimentelle Versuchsdesigns) zu provozieren – bewähren sich die Prüfsätze, fungieren sie als Beleg der durch sie gestützten Theorie. Der Korrespondenztheorie der Wahrheit zufolge

³ Hackings (1983) berühmtes Werk über den wissenschaftlichen Realismus trägt daher mit gutem Grund den Titel „Representing *and* Intervening“.

⁴ Strukturrealistische Ansätze der Wissenschaftsphilosophie legen den Fokus hingegen auf strukturelle Zusammenhänge, während sie sich zu den Relata dieser Strukturbeziehungen und den intrinsischen Eigenschaften jener Relata weitestgehend agnostisch verhalten.

liegen Tatsachen beobachterunabhängig vor, und kann die Wissenschaft trotz ihrer Fehlbarkeit als der zuverlässigste Ansatz gelten, etwas über diese Tatsachen herauszufinden. Wissen verlangt demnach keine Unfehlbarkeit, sondern verträgt sich bestens mit einem fallibilistischen Verständnis des menschlichen Strebens nach Erkenntnis.

Was können Philosophen nun aber wissen, wenn sie doch keine empirischen Beobachtungen aufstellen?⁵ Van Inwagen (2004) zufolge sei in der Philosophie nahezu *alles* kontrovers, Einigkeit gebe es allenfalls bezüglich negativer Thesen. Die Naturwissenschaften hingegen bauten auf einer Menge allgemein akzeptierter Grundlagen auf, was es ermögliche, Forschung zu betreiben, ohne mit jedem neuen Paper wieder bei den grundlegenden Prämissen der eigenen Theoriebildung beginnen zu müssen. Dem zum Trotz bekennt Chalmers (2015) sich zu einer vorsichtig-optimistischen *Glass-half-full*-Position, und sucht nach Gründen für den bescheidenen Fortschritt der Philosophie in den Eigenarten ihres Erkenntnisgegenstandes und ihrer Forschungsmethoden sowie verschiedenen psychologisch-soziologischen Faktoren. Der von Chalmers vorgeschlagene Maßstab zur Messung wissenschaftlichen Fortschritts ist die kollektive Konvergenz zur Wahrheit. In Hinblick auf den Erkenntnisgegenstand der Philosophie würde dies bedeuten: Eine Wahrheitsannäherung der Antworten auf die *big questions* (als Beispiele dienen etwa die Frage nach der Existenz eines personalen Gottes, das Problem der Willensfreiheit, das Leib-Seele-Problem, der wissenschaftliche Realismus u.v.a.). Bezüglich dieser Fragen zeichnet die von Bouget und Chalmers (2014) durchgeführte Erhebung der Überzeugungen akademischer Philosophen jedoch ein eher trübes Bild: So wies einzig die Position des nicht-skeptizistischen Außenweltrealismus eine Zustimmungsrate von über 80% aller Befragten auf, gefolgt von den Positionen des Atheismus, des wissenschaftlichen Realismus sowie der Möglichkeit von Wissen a priori, die mit Zustimmungsraten jenseits der 70% einhergingen⁶.

Chalmers schließt daraus, es gebe innerhalb der akademischen Philosophie, trotz intensiver Bemühungen, wenig kollektive Konvergenz hinsichtlich der *big questions* – was ihm zufolge auch mit einer Konvergenz zur Wahrheit einherginge (eine Prämisse, die durchaus diskutabel erscheint; schließlich könnte sich auch die gesamte wissenschaftliche Community

⁵ Von einigen Arbeiten der sogenannten „experimentellen Philosophie“ – die meines Erachtens eher als Psychologie des (alltäglichen bzw. laienhaften) philosophischen Urteilens und Entscheidens verstanden werden sollte – einmal abgesehen.

⁶ Streng genommen bedürfte Chalmers' Diagnose freilich einer robusteren Datengrundlage, da die Verteilung der Positionen während der Philosophiegeschichte nicht systematisch erhoben wurde. Streitfragen, deren akademische Diskussion sehr wohl von großer Konvergenz geprägt sind und heute anders beantwortet werden als zu vergangenen Zeiten, könnten etwa jene nach der moralischen Rechtfertigung von Sklavenhaltung oder der Existenz einer immateriellen Seele sein.

irren). Stattdessen führten philosophische Debatten oftmals in einen Zustand, den Chalmers als *sophisticated disagreement* bezeichnet: Ergebnis einer philosophischen Debatte sei demnach eher die Schärfung und Modifikation konkurrierender Positionen – denen auch im Angesicht des intensivsten argumentativen Gegenwindes die Treue gehalten werde – statt der Einigung auf *eine* für korrekte befundene Position.

Gemäß Chalmers' *scrutability thesis* ließen sich alle wahren Antworten auf philosophische Fragen prinzipiell aus wahren Aussagen über „fundamental natural properties and laws“ (Chalmers, 2015, S. 29) ableiten – wäre dies nicht der Fall, könnten wir auch in einer Gemeinschaft idealer Vernunftnutzer keine Konvergenz zur (philosophischen) Wahrheit erwarten. Chalmers zufolge seien die wahren Antworten in den meisten Fällen schlichtweg noch nicht erkannt worden; auch, wenn sie dem philosophierenden Menschen grundsätzlich zugänglich seien. McGinn (1993) und Van Inwagen (2002) hingegen widersprechen diesem optimistischen Gedanken und postulieren, Menschen seien aufgrund ihres beschränkten intellektuellen Potenzials trotz größter Bemühungen schlicht nicht in der Lage, die *big questions* jemals endgültig zu beantworten. Hier lässt sich eine gewisse Patt-Situation erkennen; schließlich ist die Frage, ob Menschen dazu befähigt sind, philosophische Probleme zu einer eindeutigen Lösung zu bringen, selbst eine – ungemein voraussetzungsreiche – philosophische (genauer: erkenntnistheoretische) Frage, deren Antwort wir ebenfalls nicht kennen. Chalmers plädiert daher für folgende Arbeitshypothese: Philosophische Probleme können prinzipiell gelöst werden, sind bis dato aber schlicht noch nicht gelöst worden. Solange wir nicht mit Sicherheit sagen können, dass Lösungen außerhalb unseres epistemischen Horizontes liegen (oder womöglich nicht existieren), hätten wir keinen Grund, den gegenwärtigen Modus Operandi des philosophischen Forschens aufzugeben, und könnten weiterhin Philosophie nach bestem Wissen und Gewissen betreiben.

Apriorismus und Naturalismus

Das 20. Jahrhundert war Schauplatz großer Richtungsstreitigkeiten innerhalb der akademischen Philosophie. Während kritische Theoretiker oder auch Heidegger die Philosophie – verstanden als das „tiefe Denken“ – in größtmöglicher Distanz zur Wissenschaft verorteten (kulminierend in Adornos berühmt gewordenem Verdikt „Denken ist unwissenschaftlich“), verstanden logische Empiristen die Philosophie als den für die logische Analyse der Sprache zuständigen Teil einer umfassenden Einheitswissenschaft. Gemäß der Wissenschaftsphilosophie des logischen Empirismus – pointiert niedergeschrieben im „Manifest des Vereins Ernst Mach“ (1929, auch bekannt als *Wiener Kreis*) – ließen sich jegliche ernstzunehmenden empirisch-

wissenschaftlichen Aussagen in physikalische Beobachtungssätze überführen. Komplettiert werden sollte dieses reduktionistische Projekt schließlich durch eine über die korrekte wissenschaftliche Ausdrucksweise wachende, streng logisch-analytisch arbeitende und dabei von jeglicher „Metaphysik“ (im logischen Empirismus unmissverständlich als Pejorativum gekennzeichnet) bereinigte Philosophie. Quine (1951), der sich neben Popper als wichtigster Kritiker des logischen Empirismus hervortat, plädiert hingegen für einen inklusiveren, auch Fragen der Metaphysik aufgreifenden (wenn auch ähnlich physikalistischen) Wissenschaftsbegriff, und postulierte ein Kontinuitätsverhältnis zwischen fundamentalen Disziplinen – etwa Logik, Philosophie und Mathematik – sowie den stärker auf einen spezifischen Erkenntnisgegenstand zugeschnittenen Einzeldisziplinen wie etwa der Archäologie. Quines Wissenschaftsbegriff setzte dem Reduktionismus der logischen Empiristen einen wissenschaftlichen Holismus (von Quine selbst als *Naturalismus* bezeichneten) entgegen, in dem sich die verschiedenen Einzelwissenschaften in ein zusammenhängendes *web of belief* einfügen – dem Allgemeinheitsgrad ihrer Erkenntnisse entsprechend entweder näher am Zentrum oder aber der Peripherie. Wissenschaft zeichne sich laut Quine als methodisch kontrollierte, systematische, ergebnisoffene und fehlbare Wahrheitssuche aus, und die Philosophie – als Teil der Wissenschaft – untersuche dabei schlicht Domänen, die sehr grundlegend und abstrakt seien (im Sinne einer Reflexion über die fundamentale Ordnung der Dinge sowie die Stellung des Menschen in ebendieser).

Bezüglich der Frage nach dem Wesen philosophischer Erkenntnis lassen sich also insbesondere zwei Auffassungen unterscheiden: Einige verstehen die Philosophie als das Streben nach apriorischer Erkenntnis und die ihr zugrundeliegende Methode als die Analyse rein begrifflicher Zusammenhänge. Dieses Vorgehen ermögliche schließlich den Zugang zu *analytischen Wahrheiten*, d.h. Sätzen, deren Wahrheitswert sich allein anhand der Bedeutung der in ihnen enthaltenen Begriffe ergibt, ohne dass es darüber hinaus einer empirischen Überprüfung bedürfte. Andere hingegen sehen die Philosophie in einem Kontinuitätsverhältnis zu den empirischen Wissenschaften. Diesem oft als *naturalistisch* bezeichneten (u.a. von Quine, dessen Kritik an der Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen maßgeblich war) Verständnis zufolge unterscheidet sich das philosophische Erkennen nicht grundsätzlich von dem der empirischen Wissenschaften; der entscheidende Unterschied bestehe bloß hinsichtlich des Abstraktionsniveaus sowie der Allgemeingültigkeit ihrer jeweiligen Ergebnisse (vgl. Ernst, 2013).

Sicher lässt sich darüber streiten, in welchem Ausmaß die Philosophie als rein apriorische, streng begriffsanalytisch und logisch arbeitende Disziplin anzusehen ist, doch die

Idee einer strikten Arbeitsteilung zwischen Philosophie und empirischen Wissenschaften, die in ihrer Reinform am prominentesten vom Wiener Kreis propagiert wurde, hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unverkennbar an Popularität einbüßen müssen. Zwar gilt die Philosophie vielen noch immer als eine Wissenschaft, in der man durch das reine Nachdenken über Begriffe (*conceptual analysis*) sehr weit kommen kann; einem von den Erkenntnissen der empirischen Wissenschaften gänzlich entkoppelten Apriorismus scheinen jedoch nur noch wenige das Wort zu reden.

Die Kontinuität zwischen Philosophie und Wissenschaft zeigt sich nicht zuletzt in Disziplinen wie der Philosophie des Geistes oder der (speziellen) Wissenschaftsphilosophie, in der philosophisches Forschen ohne profunde Kenntnisse aktueller empirischer Ergebnisse kaum noch möglich scheint. Die Philosophie steht hier in einem regen Austausch mit den empirischen Wissenschaften, und dieser Austausch ist fruchtbar, sofern eine gewisse Arbeitsteilung respektiert wird. Äußern sich Philosophen etwa zu den methodischen oder statistischen Feinheiten einer konkreten empirischen Arbeit, kann von ihnen verlangt werden, sich an denselben Standards der wissenschaftlichen Redlichkeit messen zu lassen wie empirische Wissenschaftler. Umgekehrt gilt, dass empirische Wissenschaftler nicht vorgeben sollten, genuin philosophische Probleme, wie etwa das Verhältnis von Freiheit und Determinismus oder die Natur des Bewusstseins, unter Verweis auf ihre empirische Expertise „auflösen“ zu können, ohne sich jemals die Mühe gemacht zu haben, die diesbezüglich relevante philosophische Literatur zu konsultieren. Die Philosophie der Einzelwissenschaften, etwa der Physik, der Biologie oder der Neuro- und Kognitionswissenschaften (letztere werden i.d.R. ja bereits als interdisziplinäres Fach unter Einschluss der Philosophie definiert) geht nahtlos in die korrespondierenden empirischen Disziplinen über, und die Philosophie muss hier zwangsläufig auf Höhe der neuesten Erkenntnisse operieren. Wer ernsthaft Philosophie der Physik betreiben will, kommt um eine grundlegende Ausbildung in Physik nicht herum, und wer sich mit den grundlegenden epistemischen und ontologischen Fragen der kognitiven Neurowissenschaften beschäftigen möchte, sollte verstehen, was genau beispielsweise die funktionelle Magnetresonanztomographie eigentlich misst. Die eingangs vorgetragenen Argumente der Bescheidenheit, der Ausbildungsinhalte sowie der Forschung vermögen vor diesem Hintergrund also kaum mehr zu überzeugen. Fortschritte in der Philosophie sind in den genannten Bereichen eng an Fortschritte in den einschlägigen empirischen Disziplinen geknüpft, die Aussicht auf philosophischen Fortschritt hängt somit in einem gewissen Ausmaß von der Aussicht auf neuartige empirische Erkenntnisse ab. Ernst (2013) zufolge sei die Frage nach der Aussicht auf philosophischen Fortschritt im Speziellen daher „so einfach oder so

schwierig“ zu beantworten wie die Frage nach der Struktur des wissenschaftlichen Fortschritts im Allgemeinen. Insgesamt betrachtet sind sowohl Apriorismus als auch Naturalismus grundsätzlich kompatibel mit der Idee philosophischen Fortschritts; so bietet die Philosophie Beispiele für neue, originelle begrifflich-analytische Unterscheidungen ebenso wie für produktive interdisziplinäre Austauschbeziehungen.

Eigenarten der Philosophie

An Anlehnung an Wittgenstein (1920, TLP, 4.112) nennt Birnbacher (2013, S. X) die Philosophie „keine Lehre, sondern eine Tätigkeit“, sowie „Kritik, Widerspruch und Auseinandersetzung [...] ihr Lebelement“. Philosophische Probleme beziehen sich dabei oftmals auf jene Fragestellungen, die von der historischen Abspaltung der Einzelwissenschaften nicht betroffen waren, d.h. die grundlegenden Kategorien unseres Denkens, Erkennens und Handelns. Die Philosophie analysiert begriffliche Strukturen, sie formuliert keine Erklärungen oder Prognosen empirischer Phänomene. Optimalerweise operiert Philosophie dabei am Puls der Zeit, d.h. auf Höhe des Kenntnisstands der empirischen Wissenschaften. Eine Philosophie, die sich wissenschaftlichen Erkenntnissen gegenüber ignorant zeigt und es sich im sprichwörtlichen Lehnstuhl bequem macht, scheint jedenfalls kaum geeignet, zum Erkenntnisfortschritt beizutragen. In der philosophisch-begrifflichen Interpretation empirischer Befunde treten oftmals gewisse Spannungen auf, etwa zwischen dem menschlichen Selbstverständnis, frei zwischen Handlungsoptionen wählen und so-oder-anders handeln zu können sowie dem deterministischen Charakter wissenschaftlicher Erklärungen und Gesetze, die allen Wirkungen hinreichende und zwingende Ursachen zuweisen, oder aber auch zwischen deskriptiver und normativer Sprache (Faktizität vs. Normativität). Forschungsarbeiten in den empirischen Wissenschaften folgen in der Regel einer einheitlichen Struktur:

- 1) In der Einleitung werden auf Basis etablierter Wissensbestände eine oder mehrere originelle und relevante Forschungsfrage(n) abgeleitet. Sofern es sich nicht um ein rein exploratives (d.h. frei von Vorannahmen durchgeführtes) Projekt handelt, werden Hypothesen hinsichtlich der zu erwartenden Phänomene formuliert.
- 2) Im Methodenteil wird beschrieben, mithilfe welcher Untersuchungsmethoden die aufgeworfene Fragestellung beantwortet werden soll. Dabei wird etwa beschrieben, ob ein experimentelles, quasi-experimentelles oder korrelatives Design verwendet wurde, ob quer- oder längsschnittliche Daten erhoben wurden, mithilfe welcher statistischer Verfahren die gewonnenen Daten analysiert wurden, etc.

- 3) Im Ergebnisteil werden die erhobenen Daten sowohl aus deskriptiver als auch aus inferenzstatistischer Perspektive aufbereitet. Dabei wird deutlich, ob die eingangs formulierten Hypothesen durch die erhobenen Daten bestätigt oder falsifiziert werden.
- 4) Im Diskussionsteil werden die Ergebnisse der Untersuchung in einen Bezug zur Literatur gesetzt und in einen größeren theoretischen Rahmen eingebettet. Dabei werden zumeist Anknüpfungspunkte für weitere Forschungsarbeiten erörtert.

Konsens innerhalb einer empirisch-wissenschaftlichen Community speist sich demnach aus der Überprüfung falsifizierbarer Hypothesen anhand intersubjektiv nachvollziehbarer Beobachtungsdaten – der Korrespondenz zur Wirklichkeit – sowie der widerspruchsfreien Integration neuer Erkenntnisse in bestehende Wissens- und Theoriebestände. In formallogisch arbeitenden Disziplinen wie der Mathematik wird Konsens hingegen über logisch zwingende Beweise hergestellt.

Doch was ist das „dem philosophischen Erkennen Spezifische“ (in Anlehnung an Weber, 1922)? Sowohl die empirische Überprüfung einzelner Hypothesen als auch der zwingende Beweis einzelner Konklusionen sind in der Philosophie schwierig (manche würden sagen: unmöglich) – zum einen können die meisten philosophischen Theorien an der Erfahrung kaum scheitern, und zum anderen kann auch die Konklusion eines zwar formallogisch gültigen Schlusses in Zweifel gezogen werden, wenn man die Wahrheit der ihm zugrundeliegenden Prämissen negiert. So gibt es zahlreiche philosophische „Beweise“, die prima facie zwingend wirken, bei näherem Hinsehen jedoch auf Prämissen basieren, die meist nur von einer Teilmenge aller akademischen Philosophen akzeptiert werden – Chalmers (2015) spricht in diesem Zusammenhang vom Phänomen der *premise deniability*, womit der Umstand gemeint ist, dass eine Philosophin eine ihr unliebsame Konklusion nicht akzeptieren muss, solange sie nur eine der zugrundeliegenden Prämissen kritisieren kann. Die Methode der Philosophie sei schließlich das Argument, und dieser Methode schreibt Chalmers eine geringer ausgeprägte „power to compel agreement“ (S. 16) zu als etwa dem Zusammenspiel von Experiment und Beobachtung. Die Konsensfindung innerhalb der Philosophie sei somit inhärent schwierig, denn es gelte die Formel: Je weniger *consensus premises* (d.h. allgemein geteilte Vorannahmen) desto weniger *decisive arguments* (d.h. allgemein akzeptierte Antworten hinsichtlich philosophischer Fragen).

Philosophen gelten als Spezialisten fürs Allgemeine, sie befassen sich mit den Grundlagen des Alltagsverständes und der Wissenschaften. Die Philosophie präzisiert unseren Sprachgebrauch, deckt Widersprüche auf, integriert begriffliche Strukturen und empirische

Befunde, systematisiert die verschiedenen Wissenschaften und deren Erkenntnisansprüche. Optimalerweise dient sie der rigorosen Analyse unserer geteilten Sprach- und Lebenspraktiken, und begnügt sich dabei nicht mit oberflächlichen Antworten und Worthülsen, sondern verlangt nach guten Gründen für eine Position. Das oben beschriebene Problem, dass die in der Philosophie angegebenen Gründe meist nicht zwingend sind (weil allgemein akzeptierte Prämissen rar gesät sind), stellt die Disziplin jedoch vor erhebliche Probleme, wenn es um die Aussicht auf Fortschritt geht.

Fortschritt in der Philosophie

Möglicherweise gibt es in der Philosophie nicht den einen Fortschritt (der Chalmers zufolge in der Einigung auf eine Menge wahrer Positionen bestünde), sondern verschiedene Arten von Fortschritt, die sich gegenseitig ergänzen. Akzeptieren wir Chalmers Diagnose – die von den empirischen Daten untermauert wird –, dass es in der akademischen Philosophie kaum Konvergenz hinsichtlich der großen Fragen gibt, können wir uns noch immer fragen, ob es denn nicht andere Indikatoren für philosophischen Fortschritt geben könnte als kollektive Einigkeit. Ich werde mich im Folgenden daher drei verschiedenen Konzeptionen des Fortschritts widmen: Dem Fortschritt durch a) einer Elimination als falsch erwiesener Positionen, b) einer Schärfung unseres begrifflichen Vokabulars sowie einem damit einhergehenden besseren Verständnis der diskutierten Probleme, sowie c) einer Aktualisierung bestehender philosophischer Probleme anhand soziokultureller, technischer und wissenschaftlicher Entwicklungen. Daran anknüpfend werde ich den Vorschlag diskutieren, die Philosophie nicht anhand des **Referenzobjekts** der Naturwissenschaften zu beurteilen, sondern sie stattdessen anhand des Modells der Kunst zu deuten (Ernst, 2013).

Fortschritt durch Elimination

Fortschritt in der Philosophie könnte sich darin ausdrücken, dass einst verbreitete Irrtümer nunmehr weniger verbreitet sind. Anstatt wahre Positionen zu formulieren, die keinerlei Widerspruch mehr erfahren und somit Konsensstatus erlangen, könnte die akademische Philosophie falsche Positionen – d.h. solche, die zwar historisch vertreten und für wahr befunden wurden, sich im Laufe der Jahre aber als falsch erwiesen haben – *eliminieren*. Als Beispiel könnte hier die Debatte um das sogenannte Leib-Seele-Problem (besser wäre: Körper-Geist-Problem) dienen, in der etwa ein interaktionistischer Substanzdualismus à la René Descartes von den allermeisten Fachleuten als eine mit empirischen Erkenntnissen unvereinbare und höchstwahrscheinlich falsche Position angesehen wird. Auch das

verifikationistische Sinnkriterium des logischen Empirismus hat die im Wesentlichen von Popper und Quine vorgetragene Kritik nicht überstehen können und wird heute so gut wie nicht mehr vertreten. Breitere Akzeptanz innerhalb der philosophisch-wissenschaftlichen Community findet sich demnach primär für *negative* Thesen, d.h. solche der Form „der Geist ist *nicht* eine vom Körper ontisch unabhängige Substanz, die mit diesem über die Epiphyse interagiert und nach dessen biologischem Tod weiter fortbestehen kann“.

Fortschritt durch begriffliche Genauigkeit

Womöglich lassen sich die hartnäckigsten philosophischen Probleme nicht „lösen“ wie ein lineares Gleichungssystem mit zwei Gleichungen und zwei Unbekannten oder ein Sudoku, sondern nur besser formulieren und genauer durchdringen. Statt einer endgültigen Einigung auf einzelne Antworten könnte philosophischer Fortschritt demnach auch darin bestehen, dass feinere begriffliche Unterscheidungen getroffen und philosophische Konzepte geschärft werden. Dies könnte wiederum dazu beitragen, die klassischen philosophischen Probleme, die *big questions*, besser zu verstehen als etwa Platon, Aristoteles oder Kant. Besonders instruktiv sind hier etwa die Bereiche der Logik und Sprachphilosophie, die gerade im 19. und 20. Jahrhundert enorme Fortschritte erzielt und begriffliche Werkzeuge entwickelt haben, die den großen Philosophen der Tradition schlichtweg nicht zur Verfügung standen – Beispiele sind die Modallogik (u.a. Lewis, Kripke) oder die Unterscheidung zwischen der Intension und der Extension eines Begriffs (bei Frege, 1892, noch als „Sinn und Bedeutung“ bezeichnet). So beschäftigt sich Platon etwa im *Parmenides* mit der zunächst rätselhaft anmutenden Frage, inwiefern negative Existenzsätze – d.h. Sätze wie „der Weihnachtsmann existiert nicht“ – sinnvoll von etwas handeln können, wenn der von ihnen angesprochene Gegenstand doch gar nicht existiert. Ihm fehlten die begrifflichen Werkzeuge von Frege oder Quine (1948), dessen berühmt gewordenes Diktum „to be is to be the value of a bound variable“ zu einem genaueren Verständnis des Problems hätte beitragen können. Zeitgenössische Texte fallen (im Optimalfall) nicht mehr hinter diesen Standard zurück, sie sind daher oft genauer, gründlicher und präziser als viele klassische Werke (ob sie auch origineller sind, steht dabei freilich auf einem anderen Blatt). Auf anderen Feldern vollzieht sich der Fortschritt womöglich eher quantitativ als qualitativ: Die Philosophie formuliert neue Probleme und neue Positionen, und der diesbezügliche wissenschaftliche Diskurs schärft das Verständnis über die Verhältnisse zwischen diesen Positionen sowie deren argumentative Stärken und Schwächen.

Fortschritt durch Problemaktualisierung

Die Philosophie arbeitet zugegebenermaßen äußerst theoretisch und ebenso abstrakt. Dennoch entstammen ihre zentralen Fragestellungen dem alltäglichen Leben, etwa die Frage, ob wir tatsächlich wissen, was wir zu wissen glauben, oder wie wir im Umgang mit unseren Mitmenschen handeln sollen. Fragen dieser Art beschäftigten (wahrscheinlich) bereits die Menschen der Jungsteinzeit, sie umtreiben die Menschen im Spätkapitalismus, und sie würden ebenso die Menschen in den von Tech-Milliardären medienwirksam herbeigesehnten Basislagern auf dem Mars beschäftigen (sollten diese denn jemals Gestalt annehmen). Ein weiteres Verständnis philosophischen Fortschritts könnte demnach darin liegen, philosophische Fragen – die sich dem Menschen qua seiner Lebensform als vernunft- und sprachbegabter Akteur ohnehin stellen – an die jeweiligen historisch-kulturellen Verhältnisse anzupassen. Philosophische Fragen mögen sich heute zwar in ähnlicher Form stellen wie bereits vor 2000 Jahren, doch die ökonomischen, technischen, kulturellen und natürlichen Umwelten haben sich in immer rasanterem Tempo geändert. Philosophen leben nicht mehr in der antiken Polis, sondern im globalisierten Spätkapitalismus; sie sehen sich konfrontiert mit Gentechnik, Klimakrise, Atomkraft, künstlicher Intelligenz und anderen Entwicklungen der Moderne. Veränderte Bedingungen verlangen nach modifizierten Antworten – ein Beispiel ist die Debatte um Gerechtigkeit, welche angesichts einer globalisierten Welt kaum mehr im Rahmen eines Stadtstaates (Aristoteles) oder eines Nationalstaates (Rawls) zufriedenstellend geführt werden kann. Philosophie ist demnach stets auch ein Projekt der Selbstverständigung des Menschen im Angesicht der von ihm vorgefundenen soziokulturellen Gegebenheiten.

Insgesamt lässt sich innerhalb der Philosophie eine Internationalisierung und Spezialisierung des akademischen Diskurses beobachten: Debatten werden in englischsprachigen, das Peer-Review-Verfahren nutzenden Journals geführt, es dominieren epistemische Arbeitsteilung und Bescheidenheit statt großer Systementwürfe. Fortschritt in anderen Disziplinen und technologische Anwendungen wissenschaftlicher Erkenntnisse provozieren philosophische Debatten und verlangen nach begrifflich-normativer Orientierung – hinsichtlich biomedizinischer Möglichkeiten stellen sich etwa Fragen nach dem zeitlichen Beginn des menschlichen Lebens und dem moralischen Status eines Embryos, hinsichtlich der Fortschritte künstlich-intelligenter Systeme dagegen Fragen nach dem Verhältnis von Handlungsvermögen und moralischer Verantwortlichkeit in Algorithmen und Robotern (Misselhorn, 2019), und hinsichtlich der neurowissenschaftlichen Forschung wiederum Fragen nach dem verantwortungsvollen Umgang mit Nootropika und potenziellen Formen des *cognitive enhancement* (Metzinger, 2012). Die Quantenphysik, eine der am besten bestätigten

und präzisesten Theorien der Wissenschaft, lässt darüber hinaus philosophische Grundfragen nach Kausalität, Lokalität und Realismus in neuem Licht erscheinen.

Philosophie und Kunst

Die *big questions* sind keine empirischen Fragen, und lassen sich daher auch nicht mit empirischen Mitteln lösen. Stattdessen verlangen sie nach begrifflicher Analyse – die empirischen Erkenntnissen zwar nicht widersprechen sollte, aber eben doch ein genuin philosophisches Werkzeug darstellt und diese als Disziplin von anderen Wissenschaften unterscheidet. Ernst (2013) zufolge stellt sich der Bereich der Philosophie, welche die immer gleichen Rätseln und Dilemmata traktiert, nur so lange als fortschrittsuntauglich dar, wie man ihn „nach dem Modell der Naturwissenschaft zu verstehen versucht“. Wähle man stattdessen die Kunst als Vergleichsmaßstab, eröffneten sich neue Denkmöglichkeiten: So liege ein zentrales Wesenselement der künstlerischen Arbeit darin, dass ihre Ziele nie ganz erreicht werden können, obwohl es zur Natur des Menschen gehöre, nach ihnen zu streben. Zwar gebe es überragende Kunstwerke, ganz so, wie es überragende philosophische Vorschläge zur Lösung eines Problems gebe, und dennoch scheinen weder das perfekte Kunstwerk noch die endgültige Lösung eines philosophischen Rätsels in unserer Reichweite zu liegen. Sowohl Lehre als auch Forschung griffen stattdessen immer wieder auf die Tradition zurück, welche sie im Spiegel zeitgenössischer Entwicklung neu zu interpretieren versuchten. Dass sowohl die Philosophin als auch der Künstler beides jedoch immer wieder anstrebten, mache sie laut Ernst „zu besseren Menschen“, und dessen sei sich nicht bloß Platon gewiss gewesen, sondern ebenso seine Nachfolger im 21. Jahrhundert.

Meines Erachtens bietet der Vergleich zur Kunst Stärken und Schwächen. Zwar lassen sich über den permanenten Rückbezug auf die eigene Tradition sowie die Schwierigkeit, eine Problemstellung zu einer endgültigen Lösung zu bringen, durchaus Parallelen zwischen Kunst und Philosophie erkennen, doch unterscheiden sich Kunst und Philosophie erheblich in Hinblick auf ihre Aufgaben und Ziele. Es mag zutreffen, dass sowohl das Studium der Philosophie als auch die Rezeption künstlerischer Werke Anteil daran nehmen können, uns intellektuell und ethisch zu orientieren, uns in den Fähigkeiten zu Empathie und Perspektivübernahme zu üben, unsere Ambiguitätstoleranz zu stärken, sowie unsere Stellung in Gesellschaft und Welt zu reflektieren; und doch ist der Wesenskern der Philosophie nicht die sittliche Erziehung des Menschen (und auch in der Kunst ist diese Haltung keineswegs konsensfähig, sieht man von der Strömung des Klassizismus einmal ab), sondern das Streben nach Erkenntnis. Allen Schwierigkeiten zum Trotz bleibt die Philosophie eben ein Teil der

Wissenschaft, und diese ist – ungeachtet der bereits diskutierten interdisziplinären Unterschiede – über das ihr ureigene Projekt der Wahrheitssuche charakterisiert. Der Kunst hingegen fehlt eine solche einheitsstiftende, allgemein akzeptierte Definition (und ich will mir nicht anmaßen, eine bereitzustellen zu können). Nur so viel: Wer in der Kunst nach Wahrheit sucht, wird kaum fündig werden. Wer die Kunst hingegen als eine Tätigkeit der fortwährenden Selbstreflexion und Interaktion des kunstschaffenden Menschen mit seinen Rezipienten versteht, schreibt ihr unterschiedliche Ziele zu, die sich nur schwerlich in eine hierarchische Ordnung bringen lassen.

Fazit

Es gibt keine vereinheitlichte Wissenschaft zur Beschreibung der Welt. Unterschiedliche Disziplinen bedienen sich unterschiedlicher Begriffe und Methoden, um ihren Erkenntnisgegenstand zu untersuchen und wissenschaftlich zu durchdringen. Die Beschaffenheit der Welt sowie das berechtigte Bedürfnis nach theoretischer Kohärenz setzen diesem inklusiven Wissenschaftsbegriff seine Grenzen, und die akademische Philosophie hält diese auf (mal mehr, mal weniger) versierte Art und Weise ein. Der methodische Pluralismus, welcher mit einem inklusiven Wissenschaftsbegriff assoziiert ist, erlaubt uns, auch die Philosophie als Teil eines differenzierten Wissenschaftsgefüges zu verstehen, dessen einzelne Disziplinen durch Familienähnlichkeiten zusammengehalten werden. Das Ziel der Philosophie besteht im sukzessiven Erkenntnisfortschritt – zugegebenermaßen auf sehr grundlegendem, unübersichtlichem Terrain, welches gewisse epistemische Herausforderungen bietet. Nichtsdestotrotz ist sie keine rein apriorische Begriffswissenschaft, sondern versteht es – als (Selbst-)Reflexionswissenschaft –, aktuelle Entwicklungen angrenzender Disziplinen aufzugreifen und für die eigene begrifflich-analytische Arbeit fruchtbar zu machen. Ihr Fortschritt besteht oftmals in negativen Thesen (d.h. der Elimination als falsch erwiesener Positionen, dem Aufzeigen logisch-begrifflicher Widersprüche etc.), dem Präzisieren philosophischer Probleme und ihrer Lösungsvorschläge, sowie der Aktualisierung philosophischer Konzepte und Positionen angesichts neuer Erkenntnisse anderer Wissenschaften oder soziokultureller Veränderungen. Sie ist demnach *mindestens* Wissenschaft, kann darüber hinaus aber noch weiteren Zielen dienen; etwa der rationalen oder ethischen Orientierung, der Stärkung einer öffentlichen Debattenkultur, der sittlich-demokratischen Erziehung oder der gesellschaftlichen Reflexion und Kritik.

Philosophie – wie auch andere Wissenschaften – sollte den *Anspruch* auf Wahrheit erheben, ohne ihren *Besitz* zu verkünden. Die Einsicht, sich geirrt zu haben, wie auch die Behauptung, jemand anderes irre sich, ergeben ohnehin nur dort Sinn, wo der Wahrheitsbezug

unserer Erkenntnisbemühungen nicht vollumfänglich aufgegeben wurde. Die Wissenschaften stehen in einem Kontinuitätsverhältnis zum *common sense* und unserem alltäglichen Streben nach einem genaueren Verständnis der Welt, und die Philosophie übernimmt innerhalb dieses gemeinsamen Projekts womöglich abstraktere und stärker fundamentale Probleme als andere Disziplinen. Sie strebt dabei nach einer Form der rationalen Rechtfertigung zwischen logisch zwingendem Beweis (d.h. einer deduktiven Ableitung, etwa im Rahmen eines cartesischen Systems) und beliebiger Meinung (dem von Laien zuweilen geäußerten Vorurteil entsprechend, in der Philosophie tausche man bloß subjektive Standpunkte ohne realistischen Wahrheitsanspruch aus). Der Fortschrittspluralismus, welcher der Philosophie Fortschritte unterschiedlicher Art zugesteht, entbindet sie als Disziplin zwar nicht vom Anspruch, wahre Aussagen zu formulieren – denn das methodisch kontrollierte, fallible Streben nach Erkenntnisfortschritt macht ein epistemisches Projekt erst zu einer Wissenschaft –, macht jedoch plausibel, wie sich einer zuweilen als frustrierend empfundenen Uneinigkeit der Gelehrten zum Trotz reinen Gewissens von philosophischem Fortschritt sprechen lässt. Dieser mag für die eine oder andere schwerer zu erkennen sein als der Fortschritt empirisch-technischer Disziplinen, und doch ist er zum Greifen nah – wir müssen bloß verstehen, wo genau es hinzuschauen gilt.

Literaturverzeichnis

- Birnbacher, D. (2013). *Analytische Einführung in die Ethik*. Berlin: De Gruyter.
- Bourget, D., & Chalmers, D. J. (2014). What do philosophers believe? *Philosophical Studies*, 170(3), 465-500.
- Bundesverfassungsgericht (1973). *Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts*, Band 35, S. 79
- Chalmers, D. J. (2015). Why Isn't There More Progress in Philosophy? *Philosophy*, 90(1), 3-31.
- Dietrich, E. (2011). There is no progress in philosophy. *Essays in Philosophy*, 12(2), 330-345.
- Ernst, G. (2013). Fortschritt in der Philosophie? *Information Philosophie*, 1, 8-15.
- Frege, G. (1892). Über Sinn und Bedeutung. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, 100, 25-50.
- Hacking, I. (1983). *Representing and Intervening. Introductory Topics in the Philosophy of Natural Science*. Cambridge University Press.
- Keil, G. (2019a). *Wenn ich mich nicht irre. Ein Versuch über die menschliche Fehlbarkeit*. Stuttgart: Reclam.
- Keil, G. (2019b). Über Tatsachen. An die Gebildeten unter ihren Verächtern. *Forschung and Lehre*, 10, 859-897.
- Keil, G. (1996) Ist die Philosophie eine Wissenschaft? In Simone Dietz, Heiner Hastedt, Geert Keil und Anke Thyen (Hrsg.), *Sich im Denken orientieren*, S. 32-51, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- McGinn, C. (1993). *Problems in Philosophy*. Blackwell Publishers.
- Metzinger, T. (2012). Zehn Jahre Neuroethik des pharmazeutischen kognitiven Enhancements – Aktuelle Probleme und Handlungsrichtlinien für die Praxis. *Fortschritte der Neurologie und Psychiatrie*, 80, 36-43.
- Misselhorn, C. (2019). *Digitale Rechtssubjekte, Handlungsfähigkeit und Verantwortung aus philosophischer Sicht*. *Verfassungsblog*, 2019/10/02. Abgerufen unter: <https://verfassungsblog.de/digitale-rechtssubjekte-handlungsfahigkeit-und-verantwortung-aus-philosophischer-sicht/>
- Nielsen, K. (1987). Can there be progress in philosophy?. *Metaphilosophy*, 18(1), 1-30.
- Pareto, V. (1964). *Cours d'Économie Politique*.
- Park, M., Leahey, E., & Funk, R. J. (2023). Papers and patents are becoming less disruptive over time. *Nature*, 613(7942), 138-144.
- Popper, K. R. (1934). *Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen*

Naturwissenschaft.

Quine, W. V. O. (1951). Two Dogmas of Empiricism. *The Philosophical Review*, 60(1), 20-43.

Quine, W. V. O. (1948). On what there is. *The Review of Metaphysics*, 2(1), 21-38.

Schnädelbach, H. (2012). *Was Philosophen wissen und was man von ihnen lernen kann*. München: CH Beck.

Van Inwagen, P. (2004). Freedom to break the laws. *Midwest Studies in Philosophy*, 28, 334-350.

Van Inwagen, P. (2002). *Metaphysics*. Westview Press.

Verein Ernst Mach (Hrsg.) (1929). *Wissenschaftliche Weltauffassung. Der Wiener Kreis*. Wien.

Weber, M. (1922). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*.

Wittgenstein, L. (1920). *Tractatus Logico-Philosophicus*.